

Grenzenlose Freiheit über den Wolken

Dario Fos «Daedalus und Ikarus» im Theater am Neumarkt

Es gibt sie, die unerfüllbaren Träume der Menschheit: Fliegen aus eigener Kraft gehört beispielsweise dazu. Und nicht umsonst mutmasst *Reinhard Mey* in einem seiner Lieder: «Ueber den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein.» Ist sie es?

Ums Fliegen oder genauer um die darin zum Ausdruck kommende Sehnsucht nach Freiheit, nach der Abschüttelung aller irdischen Mühsal auch, handelt das «Clownspiel im Labyrinth», welches das italienische Multitalent *Dario Fo* unter den Titel «Daedalus und Ikarus» gestellt hat, damit natürlich Hinweise auf jenen antiken Mythos gebend, der seit über 2000 Jahren als «klassisches Bildungsgut» überdauert hat, zum Symbol geworden ist für jene Geschichte, die in scharfer Trennung weismacht, was gut, was böse ist: Der Sohn, der die Weisungen des Vaters nicht befolgt, wird zwar grausam – aber gerecht bestraft. Fo wäre nicht Fo, wenn er dieser holzschnittartigen Deutung nicht modernere Verästelungen und Fragezeichen gegenüberstellen würde. Der antiken Version setzt der Italiener seine Sicht des Vater-Sohn-Konfliktes entgegen: Der Sohn sitzt gemeinsam mit Vater Daedalus im genialsten Gefängnis aller Zeiten, das der Vater eigenhändig für seinen Herrn erbaut hat. Allein: Fortschritt wie geniales Erfindertum des Alten (was Fo Gelegenheit gibt zur Hinterfragung technischen Nutzens) sind für beide zur tödlichen Falle geworden, und Daedalus muss in nüchternen Feststellung erkennen: «Im Irrtum liegt die Wahrheit.» Eine Geschichte voll bizarrer Züge, voller Wahnsinn auch. Das Gefängnis, das Fo meint, ist eines, das als Zeichen für den Verlust von Orientierung und Perspektive zu orten ist. Daran reibt sich der Sohn; das

Vertauen in den Ueber-Vater, der ansonsten für so vieles probate Lösungen zur Hand hat, schwindet, und als es dem Alten gelingt, aus Vogelfedern Flugapparate zu bauen, um gemeinsam mit dem Sohn aus dem Labyrinth abzufliegen, ist die einstige Beziehung unrettbar verloren. Der Sohn benützt die neue Freiheit, um trotz väterlicher Warnung abzuheben, «high» zu sein, auszusteigen oder wie er sagt «in den Traum zu fliegen», um von dort, wie der Vater seherisch meint, nie mehr auf Erden zu landen.

Eine Geschichte mit umgekehrten Vorzeichen, die mit weiteren angriffigen Fo-Monologen durchbrochen wird, unter anderem durch die Heraufbeschwörung einer Apokalypse; veranschaulicht durch ein törichtes Ehepaar (Nikola Weiss/Helmut Vogel), das in lächerlich wirkender Plapprigkeit Notvorräte auftürmt, um dem Desaster zu entgehen, oder durch eine Mutter, die in Ver zweiflung bekennt, dass sie die Mutter eines Terroristen ist. Daedalus und Ikarus nehmen hier jeweiligen Beobachterpositionen ein; sind stumme Zeugen unserer täglichen Katastrophen.

Regisseur *Pavel Mikulastik* setzt in dieser Aufführung ganz auf die Sprachkraft der «Fo-Eruden». Wo kürzlich erst glattpoliertes Lackweiss an der Bühne des Neumarkt-Theaters dominiert hatte, stellt Bühnenbildner *Hans Gloor* nun einen in metallischem Techno-Look ausgeschlagenen Rahmen vor: der leerge-räumte Raum gaukelt ein Labyrinth vor, was die Schauspieler erst recht zur Konzentration auf den Text veranlasst, überdies an die Assoziationsfähigkeit des Zuschauers appelliert. Sieben Monitoren begleiten, unterstützen oder relativieren das Bühnengeschehen. Da pausenlos

vom Aussteigen, Wegfliegen die Rede ist, passt die filmische Einleitung auch ganz gut dazu. Sie zeigt die beiden Clowns – Daedalus und Ikarus – auf einem realen Flughafen; in mehr oder weniger komische Situationen verstrickt. Beinahe unmerklich verlagert sich das Geschehen dann auf die Bühne. Was anfänglich befremdend anmuten mag, gewinnt seinen Sinn: Der Rahmen ist strikt definiert, das historische Märchen wird in den realen Kontext gestellt. Mikulastik hat Fos «Clownspiele» beherzigt: Die beiden Protagonisten (*Otto Mächtlinger* als Daedalus, *René Ander- Huber* als Ikarus) verkörpern just jene Elemente, die Clownspiele – manchmal – zu einer ebenso delikatsten wie vergnüglichen Angelegenheit werden lässt. Sorgfältig wird der Text auf szenisch plausibel umzusetzende Pointen abgehört, wirkt sich das körperbetonte Spiel in einer mehr angedeuteten, behutsam die Komik fördernden schlaksigen Unbeholfenheit aus, die durch das Aeussere der beiden (schwarze Anzüge, eine Spur zu weit und ein bisschen chaplinesk) erst recht unterstrichen wird. *Otto Mächtlinger* spielt den Vater: Zu Beginn lauernd, durch «kurzatmige» Sätze starrköpfige Genialität demonstrierend, dennoch mit menschlichen und deshalb verzeihlichen Fehlern ausgestattet; *René Ander- Huber* ist das sich zum radikalen Aussteiger wandelnde «Kind», mal glubschäugig in die verkehrte Welt hinausstaunend, mal den Körper zum Fragezeichen verformt. Beide kommen dem Anliegen dieser Aufführung sehr entgegen, die sich – notabene durch einen akustischen, klug dosierten «Musikteppich» verstärkt – dem idealen Gleichgewicht zwischen Wort und Gestik annähert.

Elisabeth Feller